

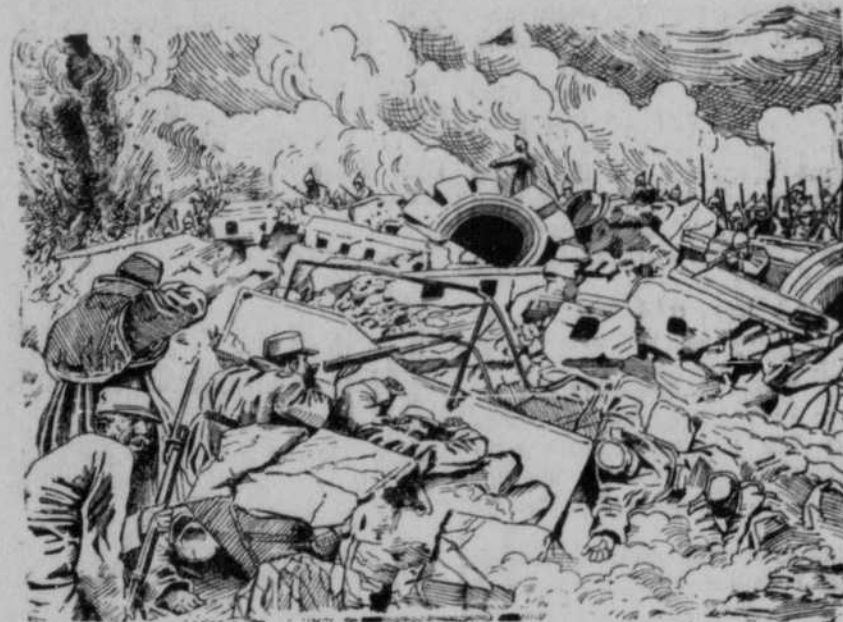
Im Glutschein des Krieges.

Bilder des Schreckens vom östlichen Kriegsschauplatz.

Nach dem Russische des N. Okunjeu.

Nichts ist schrecklicher, als der Anblick einer zerstörten menschlichen Heimstätte. Der Soldat gewöhnt sich an die Bilder des Todes und der furchtbaren Leiden eher, als an den Eindruck verbrannter Dächer, zerklümmeter Möbel, zerbrochener Geschirrs. Der einfache Mann, besonders vom Lande, fühlt stärker und tiefer die volle Bedeutung, das ganze Grauen der Verwüstung.

Die schimpften derber, marschierten straffer und bemühten sich, Gleichschritt zu halten, obgleich das gar nicht nötig war. Am Ende des Partes muß vor dem Krieg ein steinernes Wirtshauschen gestanden sein; wenigstens lassen ein Schornstein und zwei kahle Wände darauf schließen. Als wir an diese Stelle kamen, sprang hinter dem Schornstein ein struppiger, verwil-



Sturm der Deutschen auf Fort Doucourt bei Verdun.

Wie A. sind wir an vielen zerstörten Ortschaften und Landgütern vorbeigekommen. Abgebrannte Dachspalten, verkümmertes Eisenblech, das, von den Dächern losgerissen, im Weg liegt, verbogene Geräte, ausgebrannte Bilderrahmen mit herabhängenden Leinwandstücken, verholtes Harmoniumgerippe — das ist alles, was von den frühlichen polnischen Herrensitzen noch übrig ist. Und die Schornsteine; sie sind fast überall — ich weiß nicht warum — von Kugeln, Schrapnell und Kartätschen verschont geblieben. Bei A. lag der schöne alte Park des polnischen Magnaten Branik. Die herrlichen Lindenbäume, die mächtigen Eichen, die hohen, von den Geschossen entlaubten Altpflanzen standen verköhlt, in düstern schwarzen

derter Röhren hervor und tannte mit lauten Geheul davon. „Hier prunkt etwas, Kinder“, sagte Lejwin und näherte sich dem Spritzgarden. Wirtlich starrte uns ein junger Verwejenungsgeruch entgegen, und man sah etwas Weißen spinnern. Es war eine Kinderleiche. Das weiße Kleidchen und die mit Netz eingesetzten Schuhe waren unversehrt. Aber das Gesicht bildete eine anförmliche, braun-schwarze Masse.

Die Soldaten blieben stehen. „Was habt ihr da zu gaffen? Wortwärts!“ schrie mit abgewandtem Blick der Unteroffizier. Lejwin verdrehte den Kopf, als wenn ihm der Krug zu eng wäre, und sah die andern mit verstörten Blicken an. „Das ist eine Sache, wie!“ Mehr sagte er nicht. Bis zum Abend sprach er kein Wort mehr, obgleich er sonst gerne plauderte. Als wir später mitten im dichten Straßenschmutz rast gemacht hatten, sah er lange still da und tauchte, dann pfiß er eine Weile, fang, und sagte schließlich leise: „Und ein weißes Kleidchen hatte sie an!“ Wieder pfiß er vor sich hin, bis er sich plötzlich von seinen Gedanken losriß, ganz unermittelt Sverzew auf den Rücken schlug und fröhlich rief: „Komm, sei lustig, Palascha!“ Das war sein Lieblingswort, mit dem er gewöhnlich den Faden seiner Rede oder seines Nachdenkens abschneit.

Ich bin ein friedfertiger Mensch, überzeugt, daß der Krieg das Uebel größtes ist, daß er alles in sich vereinigt, was ich nicht tun kann. Doch da ertönt die Trompete, ihr sinneaufwühlendes Tra-ta-ta schmettert weit hin über das Feld. Das Herz fängt an zu klopfen, die Kehle strampft sich zusammen, das Bewußtsein trübt sich. In dem ehernen Tra-ta-ta liegt eine Kraft, die stärker ist als ich, als meine Angst vor Blut. Er behält recht, dieser gebieterische Ruf, ich finde in mir keine Gründe gegen ihn. Es gibt nur noch das Unvermeidliche, das Notwendige.

Und nötig ist dies: ein paar Schritte laufen, sich hinlegen und sich eingraben, dann aufspringen und laufen, sich wieder hinlegen und sich wieder eingraben, so tief wie möglich. Der Spaten bohrt sich von selbst in die Erde, vor mir wächst ein kleiner Hügel vor mir auf, und währenddessen den ich an etwas ganz anderes,

was mich umgibt. Das Geschöpf, das ich bin, ich, mit meinen Gedanken, Gefühlen, mit meiner Angst, mit dem blauen Himmel vor Augen, — das kann sterben; und dann werden wieder ich, noch der Himmel, noch der Krieg, noch sogar der Erdhügel da vor mir mehr sein. Daran denke ich, denken Sverzew und der Einjährige Tomilin, wir alle gespannt, mit klopfendem Herzen.

In der Nacht schweigt das Feuer. Sverzew, äußerlich ein derber, plumper Burke, aber ein bewährter Kundschafter, ist mit acht andern auf Patrouille gegangen. Von beiden Seiten leuchten Schminwerfer den Himmel ab. Plötzlich ein Schrei, ein Rufschrei, voll unglücklicher Angst. „Wer da? Was gib's?“ ertönt die Stimme des Kompanieführers. „Einen Spion haben wir gefangen!“ antwortet Sverzew, der plötzlich aus dem Dunkel auftaucht, ein kleines zappelndes Menschlein beim Krügen haltend. „Was jabelst du da von einem Spion? Wo soll der herkommen? Ein feindlicher Kundschafter?“ — „Doch, doch, ein Spioner, ein richtiger Spioner.“ — „A-jai!“ ruft er wieder wie ein Hase der Mensch; aus unerklärlichem Grund bucht er sich immer zusammen und beginnt hastig etwas auf deutsch zu stammeln. „Wir warten etwa hundert Schritte von unsern Gräben weg“, berichtet Sverzew, „da stolperte Milijajew über etwas und fiel hin. Ziel hin und sagte: ein Draht. Ich sehe hin, wirklich ein Draht. Unter der Erde läuft er, gar nicht tief; an der Stelle, wo Milijajew gestolpert ist, liegt er bloß. Wir gehen ihm entlang und kommen an eine kleine Blockhütte. Hat sich gut eingerichtet, der Hund, zweischen dem zweiten und dritten Graben im Gehölz. Hat verschiedene Lichter am Fenster: einmal leuchtet ein rotes, dann ein blaues. Im Bett hat er ein Telephon. Alar, was für einen Vogel ich da gefangen hatte.“

Der Spion, ein österreichischer Bauer, wird abgeführt. Man hört noch eine Zeit lang sein jämmerliches Schreien. Und sonderbar, den Sol-

die Planken zusammenschiebend. Er macht seinen Versuch, unsere Verfolgung aufzuhalten. Hinter den drei Grabenlinien lobert das Städtchen J. Der Feind hat es auf seinem Rückzug in Brand gesetzt. Arme und Beine weit von sich gestreckt liegen rings herum die Toten. Ein Schützengraben ist vollgepfopft mit Leichen. Einige davon stehen mit dem Gewehr im Anschlag da wie Lebende.

Ein paar Einwohner des Städtchens, die nicht fliehen konnten, drücken sich scheu an die Wände der hell leuchtenden Häuser und schauen uns mit schreckgefälligen Blicken an. Ein alter Mann kriecht ins Feuer unter das brennende Dach. Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm läuft vorbei. Beide sind weiß gekleidet.

„Und ein weißes Kleidchen hatte sie an“, fällt mir der Ausruf Sverzew's ein.

Neuer Verdienstorden-Mitter.

Wohl zum erstenmal in diesem Kriege wurde ein Regimentskom-



Oberst Hoefler, der den Orden „Pour le merite“ erhielt.

mandeur vom Kaiser mit dem höchsten deutschen Kriegsorden ausge-



Von der Offensive an der Somme: Abwehr eines britischen Gasangriffs im Handgranatentampf. Links die Deutschen.

daten tut er leid. „Mit dem ist's aus.“ — „Was macht man denn mit ihm?“ — „Kannst du fragen! Erschossen wird er.“ — „Schrecklich, wie er geweint hat.“ — „Sterben ist sich's nicht süß.“ — „Sogar das Vieh mag nicht sterben.“ — „Aber spionieren mochte er? Er hat es sich selbst eingebracht.“ — „Er konnte doch ehrlige Arbeit tun, wenn er was zu freffen haben wollte. Warum mußte er auf so was verfallen?“ — „Jeder Mensch hat seine Spezialität. Du bist, wollen wir sagen, Soldat, und er ist Spioner.“ — „Ich habe mit Spionen ganz anders vorgehalten; sie sind gerade so dumm, wie alle anderen Menschen. Sogar eine Glage hat er, wie unser Krämer Mitrochin. ... Aus ist's mit ihm. — Aus, auch mit einer Glage.“

Ueber den Spion wurde noch lange gesprochen. Am meisten interessierte sich Sverzew für sein Schicksal, der ihn gefangen hatte. Als er aber erfuhr, daß alles vorbei war, war die Sache für ihn abgetan. „Für dich springt sicher eine Auszeichnung dabei heraus“, Sverzew meinte einer. Sverzew machte nur eine abwehrende Handbewegung.

Am nächsten Abend kam der Befehl, wir sollten uns zu einem Nachtangriff rüsten. Wie immer vor dem Kampf wechselten unsere Leute das Hemd, soweit sie eins hatten, und die Fußkleidung und tauschten sich. Sterben muß man rein.

zeichnet. Die seltene Ehre ist Oberst Hoefler, Regimentskommandeur an der Front, dessen Bild wir oben veröffentlichen, zuteil geworden, und die letzte Verletzung hat ihm den rechten Arm gekostet. Dies war in den Kämpfen, wo seine Division in kühnem Stoß jüdisch der Wüsten den Wechselübergang erzwang, eine Operation, an deren Gelingen Hoefler hervorragenden Anteil hatte. Seine Armverletzung ward gefährlich, schon sah der Brand in der Wunde. Da mußte sich der Oberst, der bei den ersten vier kurz hintereinander erfolgten und nicht unbedeutenden Verletzungen auf den ihm zustehenden Heimatsurlaub freiwillig verzichtet hatte, doch zur Fahrt in die Heimat verleben. Der rechte Arm wurde ihm abgenommen. Im Juni d. J., als eben in Wolhynien von neuem heftige Kämpfe entbrannten, erschien er wieder unter „seinen Weisalen“, und bald war er wieder Tag und Nacht im Graben beim Sturm, und in den Kämpfen bei Swidniz bewährte er sich als der Alte. Es war, als ob aus dieser ewig jungen Energiequelle auf all die Laufende belebende Ströme überfloßen. Am 27. Juni wurde das Dorf Liniewka nach heißem Ringen unter seiner Führung genommen. Am 23. Juli hat der Kaiser dem Obersten Hoefler den Orden „Pour le merite“ verliehen, nicht wegen einer besonderen Einzelleistung, sondern wegen der dauernden vielerproben glänzenden Erfolge seiner kühnen prachtvollen Soldatenpersönlichkeit.



An der Westfront. Motiv am flandrischen Kanal.

Die Hilfsstätigkeit der Schweiz.

In einem Briefe aus der Schweiz gibt Prinz Alexander zu Hohenlohe der Wiener „N. Fr. Pr.“ eine Darstellung über die Hilfsstätigkeit der Schweiz im Weltkriege. Er erwähnt insbesondere die Wirksamkeit des internationalen Komitees des Roten Kreuzes in Genf und zollt seinen Leistungen das größte Lob. Er schließt seinen Brief mit den folgenden Worten:

Die Wirkung aller dieser Aktionen wird sich noch auf Jahre hinaus geltend machen. Sie wird den Völkern, deren Angehörige die Wohlthaten derselben genossen haben, ein Beispiel sein von dem, was wahre Menschenliebe vollbringen kann, und es wird eine moralische Erhebung davon ausgehen. Andererseits wird sie den Schweizern selbst in der Befriedigung, die sie empfinden müssen, nicht nur den verdienten Lohn, sondern zugleich den Ansporn geben, weiterhin auf diesem altruistischen Wege ihr Glück zu suchen. Und noch eine gute Folge hat sie schon jetzt gehabt. Sie hat Menschen zu gemeinsamer Arbeit vereint, welche durch ihre politischen Meinungen getrennt waren, und hat ihnen so den Weg gezeigt, wo das Gebiet zu finden ist, auf dem die Gegensätze verschwinden und nur das einigende übrig bleibt, nämlich das der wahren Humanität. Der Ausländer aber sieht mit hoher Bewunderung, wie einig die Eidgenossenschaft auch auf dem Gebiete der allgemeinen Menschenliebe ist. Und wenn bereits diese Kriegszeit zu Ende ist und die Völker Europas wieder daran gegangen sein werden, das Zerstückte wieder aufzubauen, die Gräben zu überbrücken und die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen, dann wird es wiederum die Schweiz in erster Linie sein, die hilfsbereit das Ihrige tun wird, um die feindlichen Brüder zusammenzuführen und zu versöhnen. Jeder aber, der in dieser Schreckenszeit hier ein Asyl gefunden hat, wird sich den Rest seiner Tage mit innigem Dank und mit den aufrichtigsten Wünschen erinnern an dieses, nicht nur durch äußere landschaftliche, sondern auch durch innere moralische Schönheit vor vielen andern ausgezeichnete Land und seine wehrhaften Bewohner.

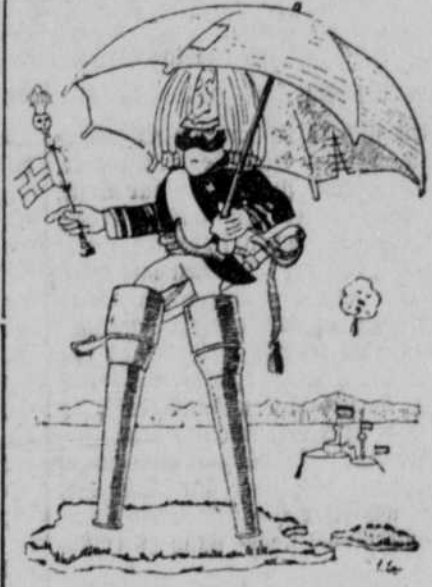
wichtigen Zweig der Arbeit in diesen Lagern, und eine beträchtliche Zahl Telegraphistinnen soll dafür ausgebildet worden sein, deren Dienste wohl jederzeit zur Verfügung stehen würden. Daß diese Erwartung nicht unbegründet ist, hat sich unlängst gezeigt, als das amerikanische Flottendepartement einen Aufruf über das ganze Land hin nach Funken-Telegraphistinnen erließ, welche in Kriegzeiten vornehmlich zu haben sein würden; da meldeten sich auch eine bedeutende Zahl Frauen, darunter führende Damen der Gesellschaftswelt in mehreren Städten. Da alle diese im Ernstfall wirklich brauchbar wären, muß freilich noch dahingestellt bleiben. Aber es gibt jedenfalls Amerikanerinnen, welche dieses Fach ernstlich studiert

haben. Und noch eine gute Folge hat sie schon jetzt gehabt. Sie hat Menschen zu gemeinsamer Arbeit vereint, welche durch ihre politischen Meinungen getrennt waren, und hat ihnen so den Weg gezeigt, wo das Gebiet zu finden ist, auf dem die Gegensätze verschwinden und nur das einigende übrig bleibt, nämlich das der wahren Humanität. Der Ausländer aber sieht mit hoher Bewunderung, wie einig die Eidgenossenschaft auch auf dem Gebiete der allgemeinen Menschenliebe ist. Und wenn bereits diese Kriegszeit zu Ende ist und die Völker Europas wieder daran gegangen sein werden, das Zerstückte wieder aufzubauen, die Gräben zu überbrücken und die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen, dann wird es wiederum die Schweiz in erster Linie sein, die hilfsbereit das Ihrige tun wird, um die feindlichen Brüder zusammenzuführen und zu versöhnen. Jeder aber, der in dieser Schreckenszeit hier ein Asyl gefunden hat, wird sich den Rest seiner Tage mit innigem Dank und mit den aufrichtigsten Wünschen erinnern an dieses, nicht nur durch äußere landschaftliche, sondern auch durch innere moralische Schönheit vor vielen andern ausgezeichnete Land und seine wehrhaften Bewohner.

und Lizenzen von der Bundesregierung für seine Ausübung erhalten haben, daher sicherlich nicht als bloße Dilettantinnen zu betrachten sind. Eine dieser ist Fräulein Kathleen Parlin von San Rafael, Cal., welche erst 15 Jahre alt und in ihrem dritten Hochschuljahre stehend, eine Funkentelegraphielizenz ersten Grades von der Regierung bekam. Die erste Amerikanerin, welche als allgemeine Funkentelegraphistin tätig betätigt ist Fräulein Granelia Parker von Florida, welche seit einiger Zeit die Obhut über die Funkentelegrapheneinrichtung auf dem Clyde-Liniendampfer „Mohawk“ hat. Solche Beispiele werden wohl bald noch mehr in die Öffentlichkeit treten.

Funken-Telegraphistinnen.

In Verbindung mit dem europäischen Kriege ist es auch bekannt geworden, daß eine große Zahl Franzosenpersonen wertvolle Dienste in der Kriegszone als Funkentelegraphistinnen leisten. Die Kunde hiervon hat in Amerika besonders stark den Gedanken erregt, daß die drahtlose Telegraphie überhaupt ein Beruf sei, welchem Frauen sich besonders leicht und gut anpassen könnten, gleichviel, ob sie ihn im friedlichen Leben oder für militärische Zwecke ausüben. Es sieht in Amerika auch keineswegs an Anfängen hierzu. Schon im verfloßenen Sommer, als die „Schlagfertigkeit“-Bewegung auf ihrem Höhepunkt stand, und auch viele Frauen an ihre teilnahmen und ihre Übungsstagen hielten, bildete das drahtlose Telegraphieren einen



Gasab-Melbung: Sicherem Vernehmen nach soll der König von Italien zu Weihnachten einen neuen (zugelichteten) Regenschirm und ein Paar Stannonstiefel von seinen Landeskindern bekommen.

und Lizenzen von der Bundesregierung für seine Ausübung erhalten haben, daher sicherlich nicht als bloße Dilettantinnen zu betrachten sind. Eine dieser ist Fräulein Kathleen Parlin von San Rafael, Cal., welche erst 15 Jahre alt und in ihrem dritten Hochschuljahre stehend, eine Funkentelegraphielizenz ersten Grades von der Regierung bekam. Die erste Amerikanerin, welche als allgemeine Funkentelegraphistin tätig betätigt ist Fräulein Granelia Parker von Florida, welche seit einiger Zeit die Obhut über die Funkentelegrapheneinrichtung auf dem Clyde-Liniendampfer „Mohawk“ hat. Solche Beispiele werden wohl bald noch mehr in die Öffentlichkeit treten.

Bei dem Begräbnis eines reichen Bankiers bemerkt man im Trauerzuge in einer der ersten Reihen einen Mitteldiger, ergriffen von diesem aufrichtigen Schmerz, nähert sich ihm und fragt: „Sie sind gewiß ein nahes Familienmitglied?“ — „Ach, mein Herr“, schluchzt der andere, „ich wein ja so, weil ich es nicht bin.“

Anfrichtige Trauer.

Bei dem Begräbnis eines reichen Bankiers bemerkt man im Trauerzuge in einer der ersten Reihen einen Mitteldiger, ergriffen von diesem aufrichtigen Schmerz, nähert sich ihm und fragt: „Sie sind gewiß ein nahes Familienmitglied?“ — „Ach, mein Herr“, schluchzt der andere, „ich wein ja so, weil ich es nicht bin.“



Frau Hellas: „Tuen Sie als ob Sie zu Hause wären.“ (Berliner Ill.)



Das militärisch besetzt Gebäude der Duma in Petersburg.

Reihen da, Geißern gleich, die über der Ruße des zerstörten Schlosses wachten. Orangierien mit eingeflaggenen Glasdächern, in Reihrichtungen verwandelte Blumenbeete, mit Getümpel vollgezworfene Leiche, zerwühlte, von Granatlöchern klaffende Tennispfade und Promenaden zeugten von vergangener Pracht.

Ein eigentümliches Gefühl, gemischt aus Mitleid und noch etwas Ungreifbarem, was der Reue, einem halben



Deutsche Artillerie vor Verdun.

Schuldbeußtsein nicht ganz unabhängig war, regte sich in uns. Die Gesichter der Soldaten verfinsterten sich, das Blutschein ...

nicht an den Krieg, nicht an das Leuchten, sondern an den blauen Himmel, mich an alles, nur nicht an das,